



Ich erzähl euch was vom Brot...

Fronleichnam 11.06.2009 - Predigt zu Markus 14, 12 – 26

Bei der Vorbereitung für diesen Gottesdienst fiel mir der Text eines Liedes ein, das wir in den 70-er Jahren häufig hier im Jugendgottesdienst gesungen haben:

„Ihr Verlorenen, ihr Verlorenen, ich erzähl euch was vom Brot.

Ich erzähle vom weißen Brot, vom schwarzen, vom braunen, vom grauen Brot.

Ich erzähle von tausend Brotsorten, satt, satt, übersatt.

Ich erzähle vom Brot im Bäckerladen, vom Brot im bunten Supermarkt, vom Brot im Magen.

Ich erzähle vom Brot auf der Straße.

Ich erzähle vom täglichen Brot, vom täglich frischen Brot, vom alltäglichen Brot.

Immer Brot.

Ich erzähle vom Schnittchen, vom Scheibchen, vom Häppchen Brot.

Ich erzähle vom Schlankheitsbrot, das garantiert nicht dick macht.

Ich erzähle vom Brot, das man suchen muss, unterm Butterberg suchen muss, unterm Brotbelag suchen muss, das man beiseite schiebt satt, satt, übersatt.

Ich erzähle vom sauer verdienten Brot, vom trockenen Brot, vom Gnadenbrot, vom geteilten, vom brüderlich geteilten Brot, vom Brot für die Welt.“

Ernährungswissenschaftler, die unser Essgewohnheiten beobachten und erforschen, sagen übereinstimmend, dass viele Deutsche zu fett und vor allem zu süß essen. Deshalb veröffentlichen Krankenkassen Eiweiß- und Kalorientabellen, geben Hausfrauenzeitschriften Ratschläge für die „gesunde Küche“ und warnen Fernsehsendungen vor Mangelerscheinungen einseitiger Ernährung.

Ein ganz anders akzentuiertes Gedicht der österreichischen Dichterin Christine Busta „Brotzeiten“ im Kontrast dazu:

„Nicht immer lag ein Brot auf meinem Tisch.

Brotholen war ein Fest. Wie eine Sonne

trug ich als Kind den braunen Laib an meinem Herzen.

Nicht immer saß ein Freund an meinem Tisch.

Seit du mit mir das Fest des Hungers teilst,

spür ich die Wärme dunkler Kindersonnen wieder.“

Der erste Vers „*nicht immer lag ein Brot auf meinem Tisch*“ liegt außerhalb meiner Erfahrung und Erinnerung. Ich hatte immer Brot auf dem Tisch. Aber ich erinnere mich, dass es unmittelbar nach dem Krieg Lebensmittelkarten gab, und für mich als Junge 250 Gramm Brot für eine Woche, die ich – so meine Mutter – schon nach zwei Tagen aufgegessen hatte. Dann lebte ich von den Lebensmittelrationen meiner Eltern. Von ihnen habe ich erfahren, wie kostbar Brot ist. Aus diesem Grund gestaltete sich für sie das Brotholen zum Fest, besonders weil sie sich so abmühten, Brot aufzutreiben. Ihr Brotholfest war zwar keine Hochzeit oder Kinderkommunion, aber es versammelte Eltern und Kinder um das Wichtigste, das sie zum Leben brauchten. Es kannte nur einen Ritus: Mit dem Brotmesser wurde der Laib gesegnet, bevor er angeschnitten wurde. Auf diese Weise lag der Segen Gottes über dem Brot und über der Familie. Erst dann bot der Vater das Brot zum Essen an.

Aber ich habe zugleich auch die Worte von Adriana, Mutter zweier halbwüchsiger Jungen in Santa Cristina, im Ohr: „*Es gab Tage, da hatte ich keine 50 Centavos, um Brot und Milch für meine Familie zu kaufen!*“ Es gibt bis auf den heutigen Tag weite Teile auf dieser Erde, wo es dieses täglich notwendige Brot einfach nicht gibt. Deshalb verstehe ich, was die Dichterin Christine Busta mit ihrem Bild ausdrückt. Nachkriegskinder spürten, wie sie das kostbare Brot zu tragen hatten. Sie nahmen das Brot nicht unter den Arm wie eine Aktentasche, sie trugen es am Herzen, damit ihm gar nichts passieren konnte. Undenkbar, ein Brot auf der Straße zu verlieren! Die ganze Familie hätte hungern müssen. Brot wurde geschützt wie das Ungeborene im Mutterleib. Kam es dem kleinen Brotträger nicht so vor, als ob er die Sonne trüge? Für ihn war dieses eine Brot wie eine Sonne, so dass sie wie zu einer strahlenden Monstranz wurde. Auf diese Weise wurde das Brotholen zum alltäglichen Fronleichnam in einer Hungerzeit.

Das Gedicht denkt in der zweiten Strophe weiter. Das Brot gehört *auf* den Tisch und ein Freund *an* den Tisch. Wichtig wie das Brot ist die Freundschaft, die verhindert, allein am Tisch zu sitzen. Mit einem Freund lassen sich selbst Zeiten aushalten, in denen das Brot ausgegangen ist. Eine Freundschaft teilt Überfluss und Mangel in heiteren und in dunklen Stunden.

Von einer solchen dunklen Stunde erzählt das heutige Evangelium. Jesus hat diejenigen eingeladen, die er zu seinen Freunden zählt, und es liegt schon der Schatten des Karfreitags darüber. „Nehmt und esst!“ lädt Jesus seine Freunde ein, und die elf Freunde teilen mehr als nur Brot mit ihm. Als sie mit Jesus in innerster Vertrautheit das geteilte und gebrochene Brot in sich aufnehmen, sind sie zum Äußersten bereit, selbst sogar mit ihm zu leiden und zu sterben. Nachdem sie ihr Stück Brot gegessen haben, sind sie selbst wie eine strahlende Monstranz. Doch schon Stunden später, als die Prozession zum Garten Gethsemane beginnt, verdunkelt sich der Glanz, und die Wärme erlebter Gemeinschaft verflüchtigt sich.

Wenn am heutigen Fronleichnamstag Christus im konsekrierten Brot nach draußen getragen wird, machen wir damit deutlich, wie sehr uns dieses Brot am Herzen liegt, nicht nur innerhalb der Kirchenmauern. Wir haben das Brot Jesu Christi von dem Tisch geholt, auf den es immer wieder gehört. Alle sind herzlich eingeladen, sich an diesem Tisch zu versammeln, damit das öffentlich verehrte Brot freundschaftlich geteilt werden kann. Mit diesem Brot wird allen, die der Einladung Jesu folgen, mehr versprochen als nur „die Wärme dunkler Kindersonnen“. Sobald es heißt: „Nehmt und esst“, ist dieses „du“, das mit uns „das Fest des Hungers“ teilt, Jesus selbst.

*„Nicht immer lag ein Brot auf meinem Tisch.
Brotholen war ein Fest, Wie eine Sonne
trug ich als Kind den braunen Laib an meinem Herzen.*

*Nicht immer saß ein Freund an meinem Tisch.
Seit du mit mir das Fest des Hungers teilst,
spür ich die Wärme dunkler Kindersonnen wieder.“*